



MARA BRAUN

111 GRÜNDE,
AN DIE

GROSSE

LIEBE

ZU

GLAUBEN

Mara Braun

111 GRÜNDE, AN DIE
GROSSE LIEBE
ZU GLAUBEN



SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF



INHALT

1. KAPITEL
AN DICH WERD' ICH DENKEN

Die erste Liebe

Seite 9

2. KAPITEL
(ARE YOU) THE ONE THAT I'VE BEEN WAITING FOR?

Wie sich das anfühlt (I)

Seite 25

3. KAPITEL
MUSIC WAS MY FIRST LOVE

Liebe, ein Soundtrack

Seite 35

4. KAPITEL
LOVE IS ALL AROUND
Wissenschaft & Gesellschaft

Seite 51

5. KAPITEL
WELT RETTEN
Wie sich das anfühlt (II)

Seite 73

6. KAPITEL
EVERY PART OF ME

Über die große Liebe

Seite 81

7. KAPITEL
LIFE: THE MOVIE
Leinwandherzschläge
Seite 123

8. KAPITEL
PERFECT DAY
Das Leben lieben
Seite 143

9. KAPITEL
I WANT YOU AROUND
Wie sich das anfühlt (III)
Seite 161

10. KAPITEL
ARMY (TALLER THAN GIANTS)
Die L(!)ieben I(L)ieben
Seite 177

11. KAPITEL
BACK IN THE CROWD
Liebeskummer (ist ein Arschloch)
Seite 213

12. KAPITEL
BOOK OF LOVE
Shorts & Lyrik
Seite 227



Für meinen Paps,
der mit jedem Schlag seines großen
Herzens an die Liebe geglaubt hat.
Trotz aller Widerstände -
und gegen jede Vernunft.



LEBEN IST BEZIEHUNG¹



Vorwort

Kein Thema ist uns so allgegenwärtig wie die Liebe in all ihren Facetten. Mit ihr beschäftigen sich die Lieder, die wir über dem Morgenkaffee im Radio hören, die Bücher, zwischen deren Seiten wir unsere Fluchten aus dem Alltag unternehmen, ebenso wie die Filme, von denen wir uns unterhalten lassen. Wir sprechen über die Liebe mit Freunden, über die Beziehungen mit dem jeweiligen Partner, Schönes, was uns darin widerfährt, Konflikte, die wir austragen müssen.

Wir erinnern uns an Lieben, die wir verloren haben, sehnen uns nach diesem Gefühl, wenn es unserem Leben fehlt. Wir spüren in uns die Liebe zu anderen Menschen, dem Herzpartner, unseren Geschwistern, Freunden oder Kindern. Wir spüren Wut und Enttäuschung über jene, die uns nahe sind, Kummer und Schmerz – weil all das zur Liebe ebenso selbstverständlich gehört wie ihre positiven Seiten und das, was sie zärtlich in uns zum Schwingen bringt.

Wir glauben, die Liebe verstanden zu haben, weil wir ihr jeden Tag in verschiedenen Formen begegnen, über sie lesen, uns mit ihr beschäftigen. Dabei wissen wir eigentlich gar nichts über dieses große Gefühl, weil es sich mit dem Verstand nicht erfassen lässt – das begreifen wir spätestens, wenn sie uns unerwartet trifft oder zurücklässt, wir uns der Kraft, mit der sie uns unter die Haut fährt oder den Halt entzieht, ungefiltert bewusst werden. So gibt es am Ende doch etwas, was wir über die Liebe wissen: dass wir sie uns in unserem Leben wünschen.

Mara Braun

»Und es wird Stürme geben
und Tage voller Regen.
Wir müssen lernen,
uns auseinanderzusetzen.
Aber lass uns bitte nicht aufgeben,
denn du weißt: Liebe ist Arbeit.
Ja, die Liebe macht 'ne Menge Arbeit,
aber: Ich bin bereit.«

TILMAN ROSSMY²



AN DICH WERD' ICH DENKEN

Die erste Liebe

»An Dich werd' ich denken
an Dich denke ich
an Dich werd' ich denken
wenn ich alles andere auch vergess.«

FINK³



1. GRUND

Weil wir noch keine Angst davor haben, zu scheitern

Wo fängt die Liebe eigentlich an – und wann? Und ich meine damit nicht die Liebe, die uns gilt: Von unseren Eltern, die unsere Ankunft nicht erwarten konnten. Von der Verwandtschaft, die nicht damit aufhören will, uns zu knuddeln und zu kneifen. Von Mamas Freundinnen und Papas Kumpels, die uns einfach nur total süß finden. Von unseren Geschwistern, die, bei aller Eifersucht, nie mehr ohne uns sein möchten. Nicht die Liebe also, die uns entgegengebracht wird, noch dazu von Menschen, die irgendwie per Definition nicht anders können, weil sie zu dem kleinen Kosmos gehören, in den wir hineingeboren werden. Weil sie sich mit für uns verantwortlich fühlen und ihnen unser Wohlergehen am Herzen liegt. Ich meine auch nicht das Gefühl, mit dem wir wiederum auf die Zuneigung dieser Menschen reagieren – sondern die erste Liebe, die wir aus uns selbst heraus für einen anderen entwickeln. Die erste bewusste Auseinandersetzung mit diesem Gefühl und seiner Entstehung. Damit, dass da etwas in uns passiert, was sich nicht kontrollieren lässt: die erste Verliebtheit.

Wenn wir uns an unsere erste Liebe erinnern, dann wandern unsere Gedanken meist zurück zu jenen Jugendlieben, für die wir erstmals große, romantische Gefühle gehegt, mit denen wir die ersten sexuellen Erfahrungen gesammelt haben. Doch dabei übergehen wir die süßesten aller Herzklopfmomente – die, bei denen wir

geliebt haben, ohne recht zu wissen, was das ist. Die unschuldigen Anfänge all dessen, was uns den Rest des Lebens begleiten wird: unsere Sandkastenliebe. Als Kinder lieben wir mit großer Ernsthaftigkeit und zugleich vollkommen furchtlos. So, wie wir uns die Rutsche herunterstürzen, ohne auch nur einen Gedanken an aufgeschlagene Knie oder aufgeschürfte Unterarme zu verschwenden, begegnen wir auch den Menschen, die uns berühren: mit offenem Herzen und fliegender Begeisterung. Was kann uns schon passieren? Was sollte denn auch schiefgehen? Das Gefühl, das da wie aus einem langen Schlaf in uns erwacht, hat eine solche Macht, es wäre lächerlich zu glauben, eine Gefahr gehe davon aus, ihm unverdrossen zu folgen; und zu vertrauen. Auf dieses Herzklopfen und darauf, dass sich nur Gutes daraus ergeben wird.

Der erste Junge, dem ich bereit war, mein Herz zu schenken, hieß Ingo – und diese Zuneigung war von einem erstaunlichen Pragmatismus geprägt. »Willst du mit Ingo später mal Kinder haben?«, fragten meine Eltern, belustigt darüber, wie ernst ich ihnen meine Pläne für ein gemeinsames Leben mit dem ebenfalls Vierjährigen vortrug. Meine achselzuckende Antwort: »Ich hätte ja nichts dagegen, aber ich bin mir nicht sicher, ob der Ingo schon weiß, wie das geht.« Und wo wir beide später mal wohnen wollten? »Lieber bei euch als bei seinen Eltern, bei denen im Treppenhaus riecht es immer so komisch.« Unklar, ob die Beziehung an diesem seltsamen Geruch scheiterte oder daran, dass Ingo den Kindergarten ein Jahr vor mir gen Schule verließ, mit Sicherheit lässt sich nur so viel sagen: Die Geschichte verlief sich im Sande.

Und so war mein Herz frei für die zweite, ungleich intensivere Kindergartenliebe zu einem Jungen, der bis heute zu meinem Leben gehört: Alexander. Unsere Mütter waren Freundinnen und wir gehörten quasi per Geburt zum Leben des jeweils anderen dazu, waren einander nicht nur von Kindesbeinen, sondern schon von dicken Babywaden an bekannt. In unserem letzten Kindergartenjahr kam zu der wohligen Freundschaft, auf die wir uns stets ver-

lassen konnten, eine Neugierde aufeinander, auch eine kindliche auf das fremde Geschlecht – und schließlich das unbestimmte Gefühl, der andere spielt eine größere Rolle im eigenen Kosmos als all die anderen Kinder, mit denen wir unsere Zeit verbringen. »Mama, der Alex wollte wissen, wie es unter meinem Rock aussieht«, erzählte ich arglos beim Mittagessen. »Und, hast du es ihm gezeigt?« – »Na klar, er ist ja mein bester Freund. Aber erst musste er mir zeigen, wie er da aussieht.« Und ich erinnere mich tatsächlich noch daran, wie wir uns nach dem Mittagsschlaf zusammen in den Waschraum des Kindergartens schlichen. Hier, wo sonst so profane Dinge passierten wie das tägliche Zähneputzen, ließen wir im Wortsinne die Hosen voreinander runter und betrachteten mit großem Interesse die fremde Anatomie. Danach liefen wir Hand in Hand in den Hof und spielten den Rest des Tages Ritter und Prinzessin, ohnehin unser liebstes Spiel. In diesem letzten Kindertagessommer verbrachten wir unendlich viel Zeit miteinander. Ich übernachtete oft bei Alex, tagsüber spielten wir He-Man und Skeletor, nachts schlief ich im Gästezimmer, bis er auf seinem schwarzen Pferd vorbeigeritten kam, um mich aus den Fängen böser Räuber zu befreien – und mit in sein Schloss zu nehmen. Dort fand uns seine Mutter am nächsten Morgen, eng umschlungen unter der mit bunten Raumschiffen und Planeten bedruckten Kinderbettwäsche.

Als in diesem Juni ein Wanderzirkus unseren Kindergarten besuchte und einer der Gaukler nach einem besonders mutigen Mädchen fragte, war es allein meine Hand, die in die Höhe schnellte. Als er nach einem furchtlosen Jungen fragte, reckten beinahe alle ihre Arme, doch es war gerade Alexander, den der Mann herausdeutete und mit mir zu sich bat. Als wir so nebeneinanderstanden, umringt von den anderen Kindern, die neugierig die Hälsen reckten, legte er uns eine lebendige Schlange um die Schultern und erklärte, hiermit seien wir beide afrikanisch verheiratet. Ich erinnere mich an den Kopf der Schlange nahe an meinem Gesicht. An mein Herzklopfen und unsere feuchten, bonbonverklebten Hände, die fest ineinander

verhakt waren. An das Brennen auf den Wangen und das Kribbeln in meinem Bauch. An Alex' weit aufgerissene himmelblaue Augen, sein freches Grinsen und an den zarten Kuss, mit dem wir, halb verschämt, halb stolz, diese Heirat vor allen anderen besiegelten. Damals wussten wir weder, dass unsere »Ehe« nicht von langer Dauer sein würde (in der ersten Klasse ließ er mich sitzen, weil er sich – kein Scherz – unsterblich in den Feueralarm der Schule verknallt hatte), noch, dass unsere Freundschaft ein Leben lang bestehen bleiben würde. Doch wir vertrauten uns mit all dem Mut unserer wild schlagenden Kinderherzen dem Moment an, überzeugt davon, er werde uns nicht verraten.



2. GRUND

Weil wir stundenlang neben dem
Telefon auf seinen Anruf warten

Man kann sich das heute zwar kaum noch vorstellen, aber vor nicht allzu langer Zeit waren wir nicht alle mit einem Handy in der Hosens- oder Handtasche unterwegs. (Und wenn ich »Handy« sage, meine ich auch Handy, nicht etwa »Smartphone«.) Wir konnten fernab unserer vier Wände nicht ins Internet (innerhalb im Prinzip auch noch nicht) und waren telefonisch außer Haus nicht erreichbar – stundenlang. Die Glücklichen unter uns hatten aber immerhin schon einen Anrufbeantworter, der zu Hause auf kleinen Kassetten aufzeichnete, wer versuchte, uns in unserer Abwesenheit zu erreichen. Aus heutiger Sicht klingt das eigentlich ganz angenehm, mindestens aber schön nostalgisch und entschleunigt: War man im Schwimmbad, zählten nur das kühle Nass, die strahlende Sonne und das nächste Eis. Kein Klingeln, kein Vibrieren, nichts, was die Ruhe und Erholung stören konnte – himmlische Zustände. Es sei denn, man trug sich gerade mit romantischen Gefühlen für diesen

süßen Blonden aus der 7c, und hoffte auf dessen Anruf. Dann war sehr schnell Schluss mit »himmlisch« und die permanente Nicht-Erreichbarkeit stattdessen die Hölle ... Wag ich's, oder lass ich's lieber bleiben? Verlasse ich die Wohnung, um mit meiner besten Freundin ein Eis essen zu gehen – oder hüte ich lieber das heimische Telefon, um den möglichen Anruf nur ja nicht zu verpassen?

Und hier fingen die Probleme erst an. Was tun, wenn die Frau Mama stundenlang mit ihrer Schwester schnackte oder der Bruder in einer Servicehotline klemmte? Die Vorstellung, der Angebetete könnte in genau diesen Momenten anrufen, endlich gewappnet mit dem nötigen Mut, den er dafür tagelang sammeln musste – und ebendiesen wieder verlieren, wenn aus der Leitung lediglich das Besetztzeichen ertönt –, war nervenaufreibend ... Damit nicht genug, verursachte uns das Geräusch des Telefons, wenn es denn endlich klingelte, jedes Mal einen kleinen Herzinfarkt. Zumal die Dinger Anfang der 1990er natürlich noch kein Display hatten, ergo die Identität des Anrufers geheim blieb, bis man tatsächlich abgenommen hatte: ein Königreich für eine Rufnummernanzeige!

Irgendwann dann ging man doch nach draußen, zermürbt und entwürdigt von den stunden- oder tagelangen Sitzungen neben dem Apparat, der entweder schwieg, anderweitig benutzt wurde – oder uns schlicht die falschen Stimmen ins Ohr spülte, wenn wir mit wummernden Teenagerherzen den Hörer abgenommen hatten. Abends empfing uns dann ein Elternteil mit den Worten: »Da hat vorhin jemand für dich angerufen.« Herzklopfen. Pulsbeschleunigung. Rote Wangen. »Wer denn?« – »Hab ich mir nicht gemerkt. Aber er wollte sich wieder melden.« Fassungslosigkeit, Panik, Ohnmacht. Und die quälende Frage, warum war man nicht zu Hause geblieben, weshalb musste der ausgerechnet jetzt anrufen – und wieso können sich Eltern eigentlich nicht den einen Namen merken, der uns selbst tief ins Herz eingebrannt ist? Dann: abermals Warten, Hoffen und Bangen neben dem verfluchten Telefon, das sein höhnisches Schweigen einfach nicht brechen will. Wieder Herzklopfen

und kleine Infarkte, jedes Mal, wenn der Apparat Geräusche macht. Das darf alles nicht umsonst gewesen sein!



3. GRUND

Weil seine handgeschriebenen Nachrichten unser Herz zum Hüpfen bringen

Der Typ, der da am Volleyballfeld im Freibad neben mir sitzt, brummt die ganze Zeit seltsam vor sich hin. Ich bin mir nicht sicher, ob er einen Frosch im Hals hat, ob das Allergien sind oder was ihn sonst quält, aber es klingt mit anhaltender Dauer leicht beunruhigend. Während ich noch überlege, ob es mir gelingen kann, im Schneidersitz unauffällig etwas von dem Kerl abzurücken, merke ich bereits, dass er stattdessen daran arbeitet, die Lücke zwischen uns zu schließen. Ich merke zudem, dass es im Schneidersitz unmöglich ist, *irgendetwas* unauffällig zu tun – und kapituliere. Immerhin, jetzt, wo nicht mal mehr das Buch, mit dem ich eigentlich beschäftigt bin, zwischen uns passen würde, wird mir klar, es ist zumindest keine Gefahr im Verzug: Der Typ erstickt nicht etwa – er summt. Und dabei strahlt er mich mit einer Mischung aus Stolz und Erwartung an, den Kopf leicht zur Seite geneigt.

»Gefällt's dir?« – »Was?« – »Das Lied?« – »Keine Ahnung. Was is'n das?« Er wirkt ein bisschen verunsichert, weil ich den Song nicht identifiziert habe. »Na, Udo Jürgens. *Siebzehn Jahr, blondes Haar*. Kennst du das?« Ich kenne den Titel nicht, was einigermassen überraschend ist angesichts der leicht traumatisierenden Tatsache, dass meine Eltern die Udo-Jürgens-Scheiben nur aus dem Plattenspieler nehmen, um sie kurzzeitig mit denen von Gitte Haenning oder Milva zu unterbrechen. »Nie gehört.« Der Typ rückt tatsächlich noch etwas näher an mich ran – und fängt allen Ernstes an zu singen: »Siebzehn Jahr, blondes Haar, so stand sie vor mir. Siebzehn

Jahr, blondes Haar, wie find ich zu dir? Sie hat mich angelacht und war vorüber. Da war's um mich geschehen.«⁴ ... »Ich hab dich aber überhaupt nicht angelacht«, entgegne ich einigermaßen unfreundlich. »Und ich bin auch nicht 17.«

Damit hätte diese Beziehung bereits im Frühstadium zu Ende sein können, aber so leicht lässt der Typ sich offensichtlich nicht abwimmeln. Ob ich neben ihm sitzen bleibe, weil mir seine Hartnäckigkeit imponiert, weil mir inzwischen die verknoteten Beine eingeschlafen sind oder weil ich mit meinen 13 Jahren vielleicht ein klein wenig geschmeichelt bin davon, dass dieser ganz offensichtlich ältere Kerl sich für mich interessiert – keine Ahnung. Am Ende unterhalten wir uns den kompletten Nachmittag, und als er mir beim Aufbrechen erzählt, er werde den Rest des Sommers mit seinem älteren Bruder auf Weltreise sein, lasse ich mir für die vollmundig angekündigten Postkarten meine Adresse entlocken.

Etwas mehr als eine Woche später liegt tatsächlich die erste Nachricht in meinem Briefkasten, abgestempelt in Italien. In einer Schrift, die ich für erwachsener und weniger krakelig halte als die der Jungen in meinem Alter, beschreibt der dunkelhaarige Udo-Jürgens-Anhänger aus dem Freibad seine erste Reiseetappe, den Markusplatz in Venedig und den unvergleichlichen Geschmack von original italienischem Eis. Die Karte schließt mit den Worten »Ich grüße und küsse dich und melde mich bald wieder« – und ich bin auf der Stelle verloren. Nichts, was der Junge an jenem Tag neben dem Volleyballfeld von sich gegeben hat, auch nicht sein mutiges Ständchen, hatte mich auch nur annähernd so beeindruckt wie diese Zeilen. Ich sehe ihn direkt vor mir, wie er in der italienischen Sonne an einem Postkartenständer, der sich nur schwer drehen lässt, nach dem richtigen Motiv für mich sucht, wie sein Bruder ihn zur Eile drängt – doch er lässt sich nicht beirren. Ich habe das Bild vor Augen, wie er im Café an einer belebten Strandpromenade unter einem Schirm sitzt, sorgfältig Wort für Wort abwägt und so bedächtig an seiner Karte arbeitet wie die alten Künstler an den Kul-

turwerken, die sich über die ganze Stadt verteilen. Wie sein Bruder längst die Sonne genießt und im Meer schwimmt, er aber ist noch nicht so weit, er braucht noch Zeit, damit die Karte perfekt wird.

In den folgenden Tagen gehe ich mit seiner Post auf dem Nachttisch ins Bett und wache mit dem Gedanken an den Briefkasten auf, getrieben von der Frage, wann ich die nächste Karte darin finden werde, gezeichnet mit: »Ich grüße und ich küsse dich und melde mich bald wieder.« So gehen die Wochen ins Land und der Sommer vorüber. Ich lese seine magischen Zeilen so oft, bis sie ganz blass geworden sind – und meine Ungeduld weicht erst stacheliger Verwunderung, dann echter Enttäuschung: Ich habe nie wieder etwas von dem Jungen aus dem Freibad gehört.



4. GRUND

Weil wir nachts beschwipst unterm Sternenzelt von ihm träumen

Es hat schon seinen Grund, warum der kanadische Künstler Bryan Adams den *Summer of '69* besingt – nicht etwa den Herbst oder den Winter. Oder haben Sie schon mal gehört, dass jemand sagt, »damals, '83, das war *der* Frühling meines Lebens«? Sommer bleiben uns anders in Erinnerung; besonders gilt das für jene endlosen sechs Wochen zwischen den Schuljahren, in denen wir, befreit vom alltäglichen Trott, unsere Jugend verschwenden. Und nichts gegen verregnete Herbstnachmittage oder dunkle Winterabende, die man mit dem Partner gemütlich eingekuschelt auf der Couch verbringt, aber die erste Verliebtheit entfaltet sich nie so prächtig und lebendig wie am Übergang vom Frühling zum Sommer, wenn aus den sprichwörtlichen Frühlingsgefühlen eine sommerliche Verliebtheit wird und wir mit klopfenden Herzen gleich der Natur um uns herum der Sonne entgegenwachsen.

Genau für diese Zeit gilt, dass nicht nur die Momente mit dem Herzmenschen absolut romantisch sind, sondern auch die ohne ihn, wenn wir uns nach ihm sehnen und von ihm träumen. Zum Beispiel auf dem Heimweg von einer rauschenden Party, wenn wir mit einem leichten Schwips einfach nicht an dieser Streuobstwiese vorbeilaufen können, ohne uns zuerst eine Weile unter die blühenden Apfelbäume ins Gras zu legen und in den Nachthimmel zu schauen. Wo, mit ein wenig Glück, die eine oder andere Sternschnuppe leuchtend über uns verglüht. Wir der lauen Nacht wispernd unsere Sehnsüchte anvertrauen. Und der Gedanke an den einen, der vielleicht gerade dabei ist, der unsere zu werden, uns zart unter der nach Sonne duftenden Haut kribbelt. Für einen Moment steht da die Welt still und es existiert nichts und niemand, nur wir allein. In dieser Wiese unter dem Sternenzelt, mit unserem unverfälschten Glück über eine neue Liebe – und all den Hoffnungen, die wir für sie hegen.



Weil wir die schlimmsten Liebesgedichte aller Zeiten verfassen

Ganz weit hinten bei mir im Regal steht ein verbotenes, kleines Kistchen. Neben ein paar sehr alten Tagebüchern befinden sich darin sieben Kladden vom Format DIN A6, auf deren Front jeweils eine spuckhässliche Postkarte aufgebracht ist – gedacht waren diese sicher zur Zierde, aber davon kann wahrlich keine Rede sein. Die Postkarten eignen sich allesamt hervorragend, um sich fremd-zuschämen für den verwirrten Teenager, der ich offenbar einmal gewesen bin – sowohl in Motivfragen, als auch was die Slogans betrifft, die darauf zu lesen sind. »Ich liebe dich, du Arsch« ist da noch mit Abstand der harmloseste. Und das ist bloß der Anfang,

das wahre Grauen findet sich erst im Inneren der Kladden: Gedichte, oder vielmehr das, was ich damals offensichtlich dafür hielt, ordentlich mit dem Füllfederhalter zu Papier gebracht, Seite um Seite. Gewidmet einem Jungen, mit dem ich einige Monate mehr oder weniger zusammen war – eine Zeit, in der ich nicht viel mehr als eine Vorstellung davon bekommen hatte, was es wohl heißen mochte, eine Beziehung zu führen. Zu lieben.

Emotional intensiv genug aber, um lange der Überzeugung nachzuhängen, es hätte etwas aus uns werden können – und darüber in jugendliche Verzweiflung zu stürzen, warum er das nicht ebenso klar erkannt hatte wie ich. Von klarem Erkennen indes kann natürlich keine Rede sein, die Gedichte klingen allesamt eher verwirrt. Sie tragen Titel, in denen sich ihr Grauen bereits andeutet – »Ja, ich weine noch immer«, »Nur eine Seite im Buch deines Lebens« oder »Letzte Ausfahrt: Hoffnung« – diese düstere Vorahnung erfüllen sie schonungslos. Auch eine gewisse Fixierung (um nicht zu sagen: Besessenheit) lässt sich aus den traurigen Wortketten ableiten.

»This whirlwind, this delirium of Eros«, so beschrieb einst der amerikanische Dichter Robert Lowell den Zustand der leidenschaftlichen Verliebtheit.⁵ Aus seinen Worten spricht wohlthuend auch die seltsame Hilflosigkeit, die damit einhergehen kann, gerade, wenn das Gefühl nicht erwidert wird. Die tröstliche Erkenntnis im Nachhinein ist demnach: Es ging natürlich bald nicht mehr um den Jungen – auch wenn ich das vermutlich glaubte –, sondern um das, was die Nähe zu ihm in mir geweckt hatte; in meinem Herzen, meinem Körper. Um ein tiefes Sehnen danach, so etwas wieder zu erleben, weiter zu erkunden. Und um die Neugierde auf all das, was mich in der Liebe erwartete und welche Geheimnisse es da zu erforschen gab.